# Einweihung Gedenktafel „Verschwundene Umsiedler“

Im Rahmen einer Feierstunde fand am 17. Juli 2016 im Hause des Bessarabiendeutschen Vereins e. V. Stuttgart die Enthüllung und Einweihung der Gedenktafel an die „Verschwundenen Umsiedler“, die aus ungeklärten Umständen im Zuge der Umsiedlung aus Bessarabien in das Deutsche Reich im Jahre 1940 und den Folgejahren Opfer einer nationalsozialistischen „Euthanasie-Aktion“ wurden statt.

Frau Susanne Schlechter hat sich in einem Forschungsprojekt von 2007 bis 2010 mit dieser Thematik auseinandergesetzt und eine wertvolle Dokumentation erarbeitet, welche ich genau aus diesem Grund in ungekürztem Umfang wiedergeben möchte. In beeindruckender Weise stellte Sie im Kreise geladener Gäste, siehe Titelfoto, ihre wissenschaftliche Arbeit vor.

*Redaktion: Christa Hilpert-Kuch*

# Forschen und Gedenken

## Entstehung und Ergebnisse des Forschungsprojekts „Verschwundene Umsiedler“

**(vom Bundesbeauftragten für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages in vier Modulen in den Jahren 2007–2010 gefördert)**

SUSANNE SCHLECHTER

Ich danke für die Einladung und freue mich, dass der Bessarabiendeutsche Verein diesen Tag so feierlich begeht. Die gerade vor den neuen Gedenktafeln gehörte Andacht von Pastor Baumann zum biblischen Gebot „Du sollst nicht töten“, traf genau den ethischen Kern, den das damalige Geschehen verletzt hat. Die wunderbaren Musiker haben besonders mit ihrem letzten Lied „feelings“ mich gerade ganz persönlich mitten ins Herz getroffen, damit haben wir intensive Emotionen jetzt spürbar im Raum.
Meine beiden Vorredner, Dr. Mathias Beer und Heinz Fieß, haben uns den sachlichen historischen Hintergrund des Geschehens der Umsiedlung und der Selektionen sehr interessant und engagiert, sowie nach dem neusten Wissensstand vorgestellt. Mit meinem Beitrag möchte ich nunmehr die Mitte suchen, die Verbindung des Denkens und des Fühlens, des Forschens und des Gedenkens. Dazu gehört die Erinnerung an die sehr lange Vorgeschichte, die zum heutigen Ereignis führte. Mir scheint sich hier gerade ein Kreis zu schließen.

Unsere heutige Feier ist ein symbolischer Akt, mit dem wir rituell eine Lücke in unserer gemeinsamen Geschichte, der „kollektiven Biographie“ der Bessarabiendeutschen, unserem kollektiven Gedächtnis, schließen. Eine symbolische Feier ist nur kurz, aber dahinter steht eine lange und intensiv gelebte Entwicklung, anfangs ein Herumtapsen auf fremdem Gebiet mit einem noch offenen Ziel. Soviel Zeit benötigte diese Entwicklung für eine jahrelange, akribische historische Aufklärung, ebenso aber wohl für den Prozess der Verortung eines bisher noch unbeschriebenen Geschehens im kulturellen Gedächtnis. Wir gedenken hier immerhin einer weiteren, von der Gesellschaft vergessenen Gruppe, der Opfer des Zweiten Weltkriegs, die in einem komplizierten Prozess erst einmal entdeckt und formuliert werden musste, um sie in den aktuellen Gedenk- und Gedächtnisdiskurs integrieren zu können.

Seit der Umsiedlungsaktion 1940 sind schon 76 Jahre vergangen. Fast genauso viele Jahrzehnte waren danach nötig, um überhaupt erstmals öffentlich die Frage in den Raum zu stellen: Was geschah damals eigentlich mit den Kranken und Behinderten bei der Umsiedlung – wo blieben die Pfleglinge des Alexanderasyls und der anderen Heime Bessarabiens? Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann[1] hat den NS als ein „Trauma“ der Geschichte bezeichnet. Es habe das Gedächtnis sowie auch die Geschichtswissenschaft selbst verändert. Während vor dem „Sieger und Verlierer“ den Kanon der Kriegs-Geschichtsschreibung bestimmten, kamen nach 1945 kriminalistischen Begriffe wie „Täter und Opfer“ auf. Erstmals habe es „Kriegsverbrecher“-Tribunale gegeben. Inzwischen hatte die Wissenschaft auch bemerkt, dass die Verlierer der Geschichte die besseren Historiker seien[2], da sie sich nicht – so wie die Sieger – ein schnelles Vergessen wünschen oder leisten können, statt dessen das Nachdenken für sie existentiell ist. Die Verlierer bzw. die Opfer (und ihre Nachkommen) einer traumatischen Geschichte sind zunächst zum Schweigen, dann zum Nachgrübeln, Wiederbeleben und Reflektieren der Erinnerung verdammt – ein Erkenntnisprozess, der begleitet ist von tiefgreifender Selbstkritik, aber auch von Selbst-Auratisierung und Mythenbildung. Dieser Prozess braucht seine Zeit, um zur Klarheit zu gelangen. Nach den Schrecken und Abgründen der NS-Diktatur ist es tiefenpsychologisch eine Trauma-Verarbeitung der Gesellschaft, dass zunächst über mehrere Jahrzehnte Gedächtnis-Blockaden, später aber geradezu „Eruptionen“, Konjunkturen des „Erinnerns“ und „Gedenkens“ hochkommen – wenn der Dialog mit den Zeitzeugen beginnt.

1 Aleida Assmann: „Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik“, Bonn 2007.

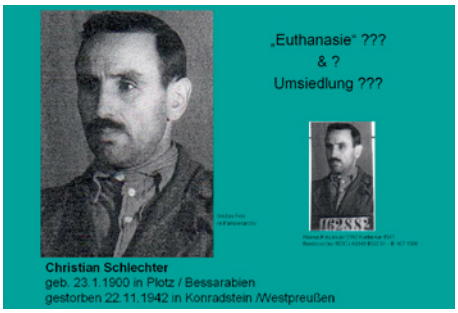
2 Assmann bezog sich dabei auf Reinhard Kosselek und Peter Burke. – In neuerer Zeit sagte Jan Piskorski, polnischer Prof. für Vergleichende Geschichte Europas, dass für ihn besonders Frauen und Schriftsteller mit ihrer sensibilisierten Wahrnehmung glaubwürdigere Quellen (Tagebücher, Romane) darstellten als die üblichen NS-Akten, denen sich Historiker zumeist widmen. Jan Piskorski in seinem Vortrag im BKGE, Oldenburg 2014. Vgl. ders.: „Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“, München 2013.

In meinem Rückblick auf den Weg zur heutigen Gedenkfeier erkenne ich **acht Phasen.**

**Phase I: Das Schweigen (1940 bis 1999)**
Mein Vater setzte 1975 nach dem Tode meiner Oma einen Grabstein, mit dem er unbemerkt seinem Vater einen Gedenkstein setzte, indem er hinzufügte: „*Christian Schlechter, *23.1.1900, † 22.11.1942 in Konradstein/Westpr*“. Bessarabien wurde auf dem Stein nicht genannt. Ich hatte einmal gehört, dass meine Oma Susanna Schlechter aus „Leipzig“ stammte. In meinem jugendlichen Unwissen reimte ich mir einen falschen Lebensweg so zusammen, dass sie wohl aus der DDR kommend, am Schwarzen Meer einmal Urlaub machte und dann in Rumänien, also Bessarabien, geblieben wäre und ihre 12 Kinder dort bekam und im Krieg von dort nach Stubben in Niedersachsen flüchtete. Mein Großvater, Christian Schlechter, der bei dieser Flucht nicht mitkam, war eine noch hohlere Stelle auf der weißen Landkarte unseres Familiengedächtnisses: es existierten keine Fotos, keinerlei Erzählung wurde überliefert. Da ich daher auch keinerlei Beziehung zu dem Verschwiegenen hatte, ergaben sich für mich auch keine Fragen. Allerdings durch diesen Grabstein brannten sich mir ab 1975 immerhin sein Name, Todesort und Sterbejahr in mein Gedächtnis ein. Bei meinen Spaziergängen als Jugendliche besuchte ich gern diesen Friedhof, denn im Alter von 14–17 Jahren fand ich es faszinierend, vor einem Grabstein zu stehen, auf dem ich meinen eigenen Namen las: „Susanna Schlechter“. Mit unseren Namen Susanna und Christina wurden meine Schwester und ich nach unseren bessarabiendeutschen Großelten Susanna und Christian benannt. Als persönlich ernannte Geschichtsträgerinnen erkannten wir selbst jedoch nicht die Bedeutung unserer Namen. Unter dem Sterbeort –„1942 in Konradstein/Westpr.“– stellte ich mir damals nur einen deutschen Soldatentod auf irgendeinem Schlachtfeld im Osten vor, ein Klischee von einem männlichem Kriegstod, über das ich nicht weiter nachdachte. In der Schule paukten wir in Geschichte gerade Zahlen mit vielen Nullen, der Opfer der toten Soldaten.
Nur Indizien verwiesen auf unsere bessarabiendeutsche Herkunft, aber geradezu gar nichts auf die Erfahrung als Euthanasie-Opfer-Angehörige. Es nutzte nichts, den eigenen Kindern die Kriegserfahrungen sowie die der Umsiedlung und

Flucht zu verschweigen. Inzwischen ist längst bekannt, dass die Traumata der NS-Zeit unbewusst bis in die dritte und vierte Generation nachwirkten. Überlebende aus den Konzentrationslagern bzw. Angehörige von KZ-Opfern wurden gleich nach der Befreiung als Opfergruppe gesellschaftlich anerkannt. Die sog. „Euthanasie"-Morde in den Heil- und Pflegeanstalten kamen allerdings erst viel später, in den 1980er Jahren als NS-Unrecht ins gesellschaftliche Bewusstsein und die Nachkommen dieser Opfergruppe auch zu entsprechenden Entschädigungsleistungen. Bis dahin hatten die Angehörigen von Mordopfern des sog. Gnadentodes für „lebensunwertes Leben" sogar selbst noch unter dem Stigma einer erblich zugeschriebenen „Minderwertigkeit" in der Familie zu leiden. So schwieg man schon aus Eigeninteresse über Angehörige, die in „Irrenanstalten" waren. Im Zuge der Entdeckung und der kritischen Aufarbeitung dieser Geschichte gibt es inzwischen zahlreiche Gedenkstätten auch für diese NS-Opfergruppe aus den damaligen sog. „Heil- und Pflegeanstalten", wo der NS in Wirklichkeit seine ausmerzende „Erbgesundheitspolitik" vollzog. Bei der Aufdeckung dieses Komplexes wurden keine Zusammenhänge mit der „Heim ins Reich"-Aktion mitgedacht, im Gegenteil, die „Volksdeutschen" wurden als eine von den NS-Akteuren eher bevorzugte und geförderte Gruppe interpretiert, nicht als deren Opfer. Betroffene bessarabiendeutsche Familien hatten ihr persönliches Schicksal nie mit diesem historischen Komplex in den Gedenkstätten verknüpfen können, zumal es dort auch kaum Wissen über die Anstalten in den östlich besetzten Gebieten, geschweige denn, über die Umsiedlungen, gab. Das Schweigen und Unwissen in den Familien der „Volksdeutschen Ausmerzungs-Opfer" dauerte daher eben noch zwei Jahrzehnte länger.

**Phase II: Entdeckung – Private Spurensuche (2000–2003)**




„Konradstein" war nicht irgendein weit östlich gelegener Ort oder gar ein Schlachtfeld, wie ich geglaubt hatte. In Meyers Ortslexikon von 1936 schlug ich 1999 endlich einmal nach und fand: „Irrenanstalt"! Unter der modernisierten Bezeichnung der Nazis wurde es die „Gau-Heil-und Pflegeanstalt" im Reichsgau Danzig-Westpreußen, und ein gutes Jahr nach der erfolgten Ansiedlung der Familie im 100 km entfernten Rehden, der Todesort meines Großvaters im November 1942.

Ich war bereits fast 40 Jahre alt, als mein Vater Egon Schlechter mir beim Stichwort „Irrenanstalt" das große Geheimnis verraten musste: Sein Vater, Christian Schlechter, sei im Krieg mit Spritzen getötet worden und zwar in einer Anstalt namens Konradstein in Westpreußen. Aber er sei nur in der TBC-Abteilung und nicht „irre" gewesen, ganz im Gegenteil. Er habe fünf Sprachen geprochen und sei in Kurudschika/Bessarabien eine Art Notar, Streitschlichter gewesen. Ein 100-jähriger Zeitzeuge aus Kurudschika, der ihn noch gekannt hatte, bestätigte mir später, dass er so gut rechnen konnte „wie ein Anwalt" und im Gemeinderat war. – Umso weniger verständlich war es nun für mich, warum dieser Mann so viele Jahrzehnte totgeschwiegen worden war? Vor allem schien es immer noch der Makel der sog. „Heil- und Pflegeanstalt" zu sein. Das einzig vorhandene Foto von ihm wurde mir nun gezeigt (wo war es all die Jahre versteckt?) und auch dieses nur unter vielen Richtigstellungen über seine ungepflegte Kleidung. In Wirklichkeit habe er oft Anzüge und eine Melone getragen. Später, als ich die EWZ-Akte aus dem Bundesarchiv erhielt, erkannte ich, dass dieses einzige vergilbte Papp-Bild, im Großformat von ca. 20 x 30 cm, in Wirklichkeit eine Vergrößerung des winzigen Passbildes der Einwandererbehörde gewesen war, von dem die Umsiedlernummer abgeschnitten war.

Für mich war diese späte Aufdeckung, einen Großvater zu haben, über den ich selbst niemals nachgedacht hatte, auch ein Erstaunen über mich selbst. Ebenso wie die Erkenntnis, dass mir – und offensichtlich meiner ganzen Generation – das Wissen, sowohl zu Bessarabien und zur Umsiedlung, wie auch zu den NS-"Euthanasie"-Morden, fast komplett fehlte. Weder in der Schule noch in meiner Familie waren mir diese historischen Kontexte damals vermittelt worden. Obwohl beide Themenkomplexe die historischen Erfahrungen der älteren Generation meine Familie konkret betrafen, konnte ich das Gehörte in kein Raster einordnen.

Bei Null anfangend, begann mein persönliches Projekt. Lesend und schreibend verknüpfte ich nun die Themen Euthanasie und Umsiedlung. Um diese beiden Leerstellen rankte sich das persönliche Schicksal meines Großvaters, das ich nun eine „Fallgeschichte" nannte. Dabei war schon die erste Schnittmenge ganz offensichtlich: die „Heim ins Reich"-Aktionen und die geheimen Krankenmorde der „Aktion T4" liefen 1940/41 historisch im selben Zeitraum ab. Trotzdem gab es derzeit, um 2000, noch keine konkreten Schnittpunkte in der Forschung. Mit meiner Spurensuche, die ich „Ohne Boden"[3] nannte und mit der ich mir das Schicksal meines Großvaters schlüssig erklären und verstehen wollte, füllte ich von 2000–2003 meine sog. „Arbeitslosigkeit" sinnvoll aus, mindestens drei intensive Jahre lang. In Oldenburg hatte ich neben den Möglichkeiten des aufkommenden Internets genügend Studienmaterial vor Ort zur Verfügung: die wissenschaftliche Unibibliothek sowie die Bibliothek des BKGE[4] mit seiner umfangreichen Sammlung von u.a. bessarabiendeutschen Dokumentationen. Ich kombinierte Puzzle-Stücke aus etlichen NS-Biographien, die an den Schauplätzen im besetzten Polen spielten, mit Darstellungen aus der wissenschaftlichen Literatur zu einem neuen Bild der Geschichte der Umsiedlung, in der das Schicksal meines Großvaters bald nicht mehr so herausfiel. Ich belegte die überlieferte Geschichte mit meinen Fragen – durchaus in der Vorstellung, dass dies die Wissenslücken meiner Generation seien.

Zum Bessarabiendeutschen Verein hatte ich derzeit noch keinen Kontakt. Dafür schloss ich mich dem bundesweiten „Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsoz. Euthanasie und Zwangssterilisation" an, wo mit dem Historiker Dietmar Schulze aus Leipzig ein fachlicher Austausch entstand, denn er hatte die Anstalten im Sudetengau sowie die Krankentransporte von Heimpfleglingen bei der Umsiedlung aus dem Baltikum untersucht[5], also bereits beide Themenkomplexe, Umsiedlung und Euthanasie, verknüpft. Als Kollegen besuchten wir die erste internationale Euthanasieforscher-Konferenz in Warschau im Mai 2004 und erweiterten diese Fahrt zu einer gemeinsamen Forschungsreise zu einigen ehem. deutschen „Heil- und Pflegeanstalten" im besetzten Polen, incl. der Anstalt Konradstein (Cocborowo), wo wir uns dem Direktor vorstellten, der uns das Totenbuch von 1942 vorlegte.

Auch mein Vater hatte ab dem Jahre 2000 begonnen, erstmals seit Umsiedlung und Flucht, mehrere Reisen zu den Schauplätzen seiner Kindheit zu unternehmen, nach Bessarabien, Österreich (Umsiedlungslager Krems) und nach Polen. Meinem Vater und mir war es sehr wichtig, den ganz genauen Ort des Grabes von Christian Schlechter auf dem riesigen Anstaltsfriedhof von Konradstein zu finden – nach fast 70 Jahren ein schwieriger und langwieriger Prozess, für den beiderseits mehrere Reisen nötig waren. Wir reisten nie zusammen, aber die Ergebnisse tauschten wir aus. Ich schrieb seine Biographie[6] und unser Dialog zu diesem Thema entspannte alte Wunden.

**Phase III: Gedenkstättenarbeit: Forschen und Gedenken**

*Susanne Schlechter* *Foto: Sabine Lueken, Berlin*

Im Nachbarort gründeten Angehörige von Opfern der NS-Euthanasie in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen bei Oldenburg 2003 den Verein „Gedenkkreis Wehnen e.V.". Schon vorher hatte ich Kontakt aufgenommen. 2002 konzipierte ich für diese Gruppe eine Trauer- und Gedenkanlage auf dem benachbarten Friedhof in Ofen. Ein „Kopfkissen" (s. Foto) aus weißem Marmor, 80 x 80 cm, sollte auf einem hellgrünen, weichen Moos-Beet liegen, inmitten von 1500 weißen Kieseln. Diese symbolisierten die 1500 während der NS-Zeit in der Anstalt Wehnen verstorbenen Patienten. Das naturalistisch gemeißelte Kopfkissen spielt mit den Tätigkeiten des Aufdeckens, Enddeckens, Zudeckens von Erinnerungen und versinnbildlicht ebenso den Wunsch, die so lange vergessenen Familienmitglieder nachträglich in die Erinnerung aufzunehmen und sie darin liebevoll zu „betten". Diese Gedenkanlage ist kein Denkmal im engeren Sinne, sondern eng verknüpft mit Spurensuche und Dokumentation der 1500 Einzelschicksale in der naheliegenden Gedenkstätte. Diese sollte die Institution werden, in der diese Einzelfälle und das Geschehen in der Anstalt Wehnen aufgeklärt werden. Ein Historiker, ebenso Mitglied im Angehörigen-Verein, hatte sämtliche Krankenakten aus der NS-Zeit vom Dachboden der Anstalt im Staatsarchiv si-

3 Susanne Schlechter: „Ohne Boden", unveröffentlichtes und unvollendetes Manuskript 2000 – 2004.

4 Bundesinstitut zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, mit Sitz in Oldenburg.

5 Seine Ergebnisse stellte Dietmar Schulze 2004 vor auf der Tagung des Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie" und Zwangssterilisation in Gütersloh.

6 Susanne Schlechter: „Egon aus Kurudschika", unveröffentlichtes Manuskript 2005-06.

chern lassen. Angehörige von Opfern sollten im Dialog mit der Forschung über die Gedenkstätte Einsicht in diese Krankenakten erhalten und danach in der Ofener Gedenkanlage die Möglichkeit bekommen, auf einem der 1500 Kiesel einen Namen anzubringen. Über die Formulierung des Gedenkspruchs, der sich in der Kopfmulde des Kissens befindet, wurde viele Jahre kontrovers diskutiert, so dass die Gedenkanlage erst im Jahre 2008 eingeweiht wurde.

**NS-"Euthanasie"-Gedenkstätte „Alte Pathologie"**
Leichenhalle der ehem. „Heil- u. Pflegeanstalt" Wehnen

*Foto: Barbara Millies, Bremen*

Unsere Gedenkstätte konnte 2004 in der ehemaligen Leichenhalle des Wehner Anstaltsgeländes eröffnet werden. Mit Unterstützung der niedersächsischen Gedenkstättenstiftung durfte ich in mehreren befristeten Projektstellen als Gedenkstättenleiterin die Konzeption der Einrichtung und der ersten Dauerausstellung entwickeln. Forschung im Dialog, persönliches Gedenken, sowie Aufklärung der Öffentlichkeit bekamen in der „Alten Pathologie" ihren jeweils eigenen Raum. Im mittleren Eingangsraum entstand eine informative Dauerausstellung zur NS-"Erbgesundheitspolitik" im Oldenburger Land, zur reichsweiten Krankenmord-Aktion „T4" und zu den Geschehnissen in Wehnen. Rechts daneben lag ein 1936 für die Gehirnforschung eingerichteter, gefliester Sezierraum mit den verbliebenen Stümpfen des Seziertisches, der mit der „Aura des Authentischen" weitgehend leer verblieb. Links von der Ausstellung wurde im bewussten Gegensatz dazu das Büro freundlich in warmen Farben eingerichtet. Hier sollte eine Präsenzbibliothek zum Thema ForscherInnen einladen; am runden Tisch sollten Gespräche auf Augenhöhe mit Angehörigen und Gästen stattfinden. Dort entstanden 2005/06 in Zusammenarbeit mit Angehörigen von Wehnen Opfern ca. 30 illustrierte Geschichten, die als „Rote Bücher" auf einem Krankenhausbett mitten in der Dauerausstellung liegend, den Opfern ein Gesicht geben sollten. Inzwischen wurde die Ausstellung in der Gedenkstätte mit neueren Forschungsergebnissen aktualisiert und 2015 vom Vorstand des Gedenkkreises konzeptionell umgestaltet mit dem Schwerpunkt der Täter-Darstellungen. Nur die Topografie und die „Roten Bücher" mit den Patienten-Geschichten wurden als zentrale Bestandteile in die aktuelle Ausstellung übernommen.

**Phase IV: Forschung**

Mit dem Aufbau der Gedenkstätte 2004 stand für mich die Darstellung der regionalen NS-"Euthanasie" im Vordergrund, während die familiäre Spurensuche auf Eis lag. Dank eines Zufalls holte mich 2 Jahre später das Thema Bessarabien dort wieder ein. Eine Besucherin, die mich nach den persönlichen Gründen für mein Interesse an diesem Thema gefragt hatte, schenkte mir beim Stichwort „Bessarabien" Dokumente aus dem Nachlass ihrer Mutter, die 1940 als Führerin der NS-Schwesternschaft bei der Umsiedlung in Bessarabien, Bukowina und der Dobrudscha gewesen war. Dieser ungeheure Schatz aus einem Familienarchiv bot die Chance, weiter an der Verknüpfung der Themen Euthanasie und Umsiedlung zu arbeiten. Ich wollte diese Quelle gerne daraufhin untersuchen, ob vielleicht NS-Schwestern in irgendeiner Form bei Selektionen oder gar Morden während der Umsiedlungsaktion beteiligt gewesen sein könnten. Mein privates „Hobby" wurde angehoben auf die Ebene einer historischen Fragestellung von allgemeinerem Interesse. Ich pokerte hoch und stellte einen Antrag auf sechs Monate Projektförderung beim BKM (Bundesbeauftragter für Kultur und Medien) im Bonner Innenministerium. Das dort eingerichtete „Referat zur Erforschung und Präsentation der Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa" sagte mit großem Eigeninteresse die Unterstützung des Vorhabens zu. Der Gedenkkreis fungierte als Trägerverein. Für unsere kleine Gedenkstätte, die wir erst seit drei Jahren mühevoll, ohne Etat und mit viel ehrenamtlichem Eifer aufbauten, war es ein Riesenschritt nach vorn, eine Zeitlang in der „Bundesliga" spielen zu dürfen. Dieser Stolz spricht auch aus der Schlagzeile der Nordwest-Zeitung: „Geschichte von Wehnen aus aufgedeckt". Es war in der Zeit, als Horst Köhler Bundespräsident war und die Frage nach seiner bessarabischen Herkunft sowieso eine gewisse öffentliche Neugierde genoss.

Von Mai bis Oktober 2007 war der Betrieb unserer Gedenkstätte somit wieder für einige Monate abgesichert, und ich durfte mich dort nun intensiv der Auswertung widmen. Zur Verfügung standen mir:

- das Bessarabien-Tagebuch von 1940, geschrieben in deutscher Schrift und Stenographie. Beides musste vollständig transkribiert werden.
- Briefe der NS-Schwestern an ihre NS-Oberin, Berichte der NS-Schwestern über ihren Umsiedlungseinsatz.
- Ca. 100 Fotos aus der Perspektive der Schwesternschaft bei der Umsiedlung.
- Lagerbefehle des Kommandanten im Auffanglager Galatz.
- Die Memoiren von 1985.

Bei persönlichen Schriftstücken aus der NS-Zeit sind die Gefahren der damaligen Zensur zu bedenken. Es war also nötig, auch zwischen den Zeilen zu lesen, Andeutungen zu interpretieren, Querbezüge zu verknüpfen usw. Ebenso spannend war es, mit der Lupe über den Fotos nach Indizien zu suchen.
Das Resultat ist eine Edition des vollständig erschlossenen Materials in einem Quellenband nebst einem separaten Textband, in dem ich der Fragestellung in fragmentarischen „Spuren"-Kapiteln zu einzelnen Verdachtsmomenten nachging und diese Indizien in historische Kontexte einordnete.[7]

7 2009 wurde diese Arbeit für die Externe Promotion an der Uni Oldenburg eingereicht, geprüft im Juni 2016.

Kurz nach Projektstart kam im Mai 2007 noch eine weitere wertvolle Quelle dazu. Elvire Bisle gab mir den Tipp, dass ein damaliger Arzt des Umsiedlungskommandos in einem Bremer Altersheim lebe. Mein zweistündiges Gespräch mit ihm ergänzte die Arbeit um ein weiteres Kapitel. Er übergab mir die Urschrift seines Berichts, der 1941 nur als gekürzte Fassung veröffentlicht wurde. H. Ritter wurde 1940 als 23-jähriger Medizinstudent als „Leitender Gebietsarzt" für den Umsiedlungsbezirk Albota eingezogen. Während des Krieges promovierte er und stieg 1945 zum „Leiter des Umsiedlergesundheitsdienstes in der Auslandsabteilung in der Reichsärztekammer" auf. 1945 verbrannte er Akten.
Auch Schwester Dorothee hatte als Führerin der NS-Schwesternschaft nicht nur eine führende Stellung bei der Umsiedlung, sondern war derzeit zweite Stellvertreterin der Generaloberin der NS-Schwesternschaft im Reichshauptamt der NS-Volkswohlfahrt in Berlin.

**Weibliches medizinisches Personal des deutschen Umsiedlungskommandos in Bessarabien und Bukowina 1940**
Mitte links: NS-Oberschwester Dorothee Rakow aus dem Reichshauptamt für Volkswohlfahrt Berlin als Führerin der NS.-Schwesternschaft (Privatarchiv D.R.)

**Männliches medizinisches Personal des deutschen Umsiedlungskommandos in Bessarabien 1940**
3. v. re.: Helmut R., Medizinstudent aus Berlin als Leitender Gebietsarzt des Umsiedlungsbezirks Albota (Foto aus: Pampuch, 1941)

Es bot sich mir also sogar eine doppelte seltene Gelegenheit, gleich zwei sehr hochrangige Vertreter – sowohl des männlichen wie des weiblichen – medizinischen Umsiedlungspersonals zu befragen. Ergebnis war ein recht umfassendes Bild der medizinischen Organisation bei der Umsiedlung, vor allem im Auffanglager Galatz, differenziert nach männlichen und weiblichen Aufgabenzuordnungen des Umsiedlungskommandos. Auch Listen von Namen und Funktionen ergaben sich daraus.

Jedoch gerade zur Frage nach Verstrickungen mit der NS-Euthanasie blieben auffällige Lücken. Daraus zog ich in meinem Fazit den Schluss, dass sich der Verdacht gerade durch diese Leerstellen erhärte. Diese Annahme war derzeit, auf dem Stand von 2007, noch ein gewisses Wagnis. Dennoch wollte ich die Fragestellung weiterhin verfolgen. Vielleicht würden anderen Methoden zu anderen Ergebnissen führen.

Das BKM bewilligte bereitwillig auch ein zweites Forschungsmodul zu der Frage, und zwar für vier Monate, von November 2007 bis Februar 2008.

Nicht nur die wiederholte Fragestellung, auch meine berufliche Existenz war derzeit recht prekär. Diesmal wollte ich bessarabiendeutsche Umsiedler selbst befragen. Nun nahm ich Kontakt auf zum Bessarabiendeutschen Verein und hoffte über einen Rundruf im Mitteilungsblatt auf Reaktionen der Zeitzeugen. Meine Frage lautete ganz ungeniert, ob jemand den Verdacht hatte, dass damals bei der Umsiedlung etwas „nicht mit rechten Dingen“ zugegangen sein könnte und ob – aus Sicht der damaligen Umsiedler – Tötungen oder Selektionen von sog. „unwertem Leben“ bei der Umsiedlung denkbar waren?
Auch dieses Projekt lief in der Trägerschaft der Gedenkstätte in Wehnen und finanzierte deren Betrieb weitere Monate. In der alten Leichenhalle trafen nach dem Rundruf vom 6.12.2007 innerhalb weniger Wochen per Telefon, e-mail oder Post, insgesamt 84 verschiedene Meldungen aus ganz Deutschland ein. Mit dem Tenor: „Endlich nimmt sich jemand dieser Sache an!“, stellte sich heraus, dass in vielen Familiengedächtnissen sehr wohl ein Verdacht über Generationen weitergegeben wurde, jedoch bisher nur nie öffentlich geäußert wurde. Kindern und Enkeln wurden kurz vor dem Ableben unvermittelt solche überraschenden Sätze mitgegeben wie: „Die Nazis haben meine Kinder umgebracht!“, ohne dass die Erlebnisgeneration auch die passenden Kontexte dazu mitgeliefert hatte. Da diese Aussagen nicht ins offizielle Geschichtsbild passten, konnten sie nicht verstanden werden. Nach Jahrzehnten des Schweigens unvermittelte Fragmente, die von den Nachkommen immerhin als rätselhafte Hausaufgaben abgespeichert und nicht vergessen werden, bis sie endlich etliche weitere Jahrzehnte später kommuniziert werden können. „Das Gedächtnis ist sozial und kommunikativ“, außerdem ist es nicht das, wofür wir es halten. Es weiß mehr über uns als wir selbst und ist zudem höchst erfinderisch“, so hat der Sozialwissenschaftler Harald Welzer das Geheimnis des Erinnerns erkannt:[8] Es füllt Lücken.

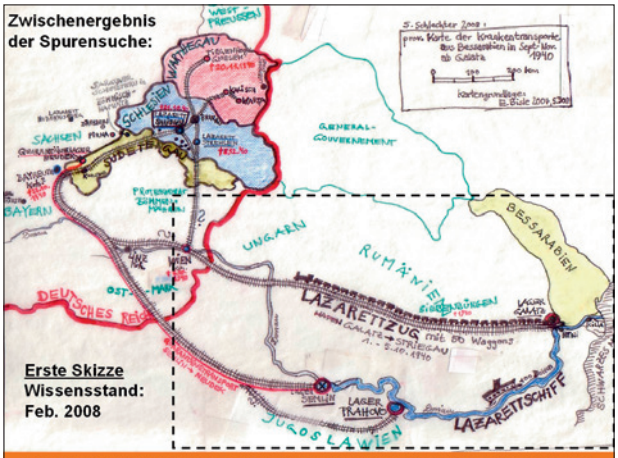
Die Hinweise waren mehr oder weniger stichhaltig. Die Projektzeit reichte gerade aus, um die Meldungen zu sammeln und zu ordnen, verschiedene Themengruppen zu bilden und tabellarische Datenbanken aufzubauen.
Keiner der Zeitzeugen konnte durchschauen und konkret aussagen, was z.B. mit Behinderten bei der Umsiedlung geschehen war. Aber einzelne, mit einem Verdacht belegte Schicksale von Umsiedlern, lagen als fragmentarische Erzählungen vor. Diese Todesdaten und Todesorte von 1940 waren in den Familien festgehalten bzw. jetzt noch abfragbar hinterlegt. So konnte ich sie auf einer Landkarte graphisch abstecken.
Mit dieser Methode zeichnete sich schon bald eine grundlegende neue Erkenntnis ab, die im vorangegangenen Projekt mit den NS-Führungspositionen nicht einmal ansatzweise sichtbar geworden war, nämlich:
Das herkömmliche Bild der Umsiedlung – das ich selbst bis dahin nie in Frage gestellt hatte, ebensowenig wie es die Erlebnisgeneration tat – ist ein Propagandabild: Die überlieferte Topografie der Umsiedlung präsentiert uns nur die Umsiedlung der Gesunden.

Darstellungen von 1941 werden bis heute immer wieder gerne reproduziert (manchmal werden sogar unreflektiert die beiden SS-Führer herausretouchiert, um die Karte sachlicher erscheinen zu lassen).

8 Harald Welzer: „Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung“, München 2011

**Überlieferte Topographie seit 1941: DIE UMSIEDLUNG DER GESUNDEN**
*„Der Heimkehrweg der Bessarabiendeutschen“* (Karte aus Fernpach 1941)

Ausgeblendet sind hier jedoch von den NS-Akteuren komplett die Wege der Kranken-Umsiedlung. Dabei wurden doch auch für diese Umsiedlergruppen deutsch-russische Vereinbarungen getroffen und sogar eigens Busse, Lazarettzüge und Sankras (Sanitätskraftwagen) für hilfsbedürftige Umsiedler eingesetzt. Dies hätte man in stolzem Verantwortungsbewusstsein durchaus zeigen können.
Der leitende Gebietsarzt konnte mir zu den Sanitätstransporten innerhalb Bessarabiens etwas sagen, aber nicht, wie es ab Galatz weiterging. Auch die Führerin der NS-Schwesternschaft schwieg in ihren Aufzeichnungen komplett zu den Krankentransporten.
Diese hatten andere Wege und Ziele als die Umsiedlung der Gesunden. Todesorte von kranken und behinderten Angehörigen, die mir gemeldet wurden, lagen weit ab von den Umsiedlungslagern (im Gau Ostmark, Bayern, Sudetengau, Sachsen), wo 1940 die Todesnachrichten bei den Familien eintrafen. Meine erste – noch recht provisorische – Kartenskizze vom Februar 2008 zeigt anhand der genannten Todesorte bereits eine Topographie, die über den Rahmen der bekannten Umsiedlungstopographie weit hinausgeht:




**Nicht überlieferte Topographie: DIE UMSIEDLUNG DER KRANKEN**
Wege der Krankentransporte aus Bessarabien ab dem Auffanglager Galatz im Sept./Okt. 1940

Mein erster Eindruck anhand der Todesorte von 1940 war am Ende des „Zeitzeugenforums“: Die körperlich Kranken oder Alten wurden nach Schlesien in Lazarette gebracht, wobei öfters der Ort Striegau vorkam. Todesmeldungen aus der eigentlichen Opfergruppe der „T4“-Aktion, die geistig oder körperlich Behinderten, kamen sogar aus noch weiter entfernten Orten, aus dem Warthegau.

Ich erinnere mich noch gut an den ersten Schnittpunkt der Umsiedlungstopographie mit der Heim-Topographie der NS-“Euthanasie“: Eine Hinweisgeberin erinnerte sich an einen Jungen mit spastischen Lähmungen aus ihrem bessarabiendeutschen Heimatdorf, dessen Todesnachricht noch 1940, kurz nach der Umsiedlungsaktion, im Lager bei seiner Familie eingetroffen sei. In den Familienlisten ihrer Ortschronik suchte und fand sie für mich daraufhin seinen Namen, das Todesdatum und dazu den Todesort „Gnesen“. Dies war der erste aufregende Hinweis, denn damit rutschte erstmals eine konkrete Heil- und Pflegeanstalt als Ziel der Krankentransporte in den Focus, die zwar nicht den Zeitzeugen, dafür aber den Euthanasie-Forschern umso bekannter ist: Es war der erste Hinweis auf die Anstalt Tiegenhof in Gnesen. (Die Patientenaufnahmelisten der Anstalten Warta und Tiegenhof, wo die Heimpfleglinge aus Sarata tatsächlich im Oktober 1940 ankamen, wurden erst später im Archiv gefunden.[9])
Aus ähnlichen Indizien setzte sich wie ein Puzzle langsam immer erkennbarer, ein neues, bisher unbekanntes Bild der Umsiedlung zusammen.
Diese Arbeit mit den „Hinweisgebern“, wie ich sie inzwischen nannte, war keine Frage der üblichen „Oral History“. Zeitzeugenschaft alleine reichte nicht aus, um die offenbar doch verdeckten Vorgänge zu durchschauen oder offenzulegen. Sie waren nicht per Interview abfragbar. Aber jeder lieferte ein weiteres Puzzlestück ab. Die eigentliche Arbeit bestand im richtigen Zusammenfügen der Teile für das neue Bild.
Nun eröffnete sich die nächste spannende Frage: Sind diese Routen und Ziele der Krankentransporte in Archiven zu finden?

Nun, im dritten Modul stieg der Bessarabiendeutsche Verein e.V. als Projektträger ein. Mit einem hohen finanziellen Eigenbeitrag, zusammen mit einer erneuten Förderung des BKM, konnte das Forschungsprojekt auf etwas größere Füße gestellt werden. Von März bis Oktober 2008 wurden zwei Werkverträge abgeschlossen. Zusammen mit dem Experten Dietmar Schulze aus Leipzig, den ich aus unserem Euthansie-Forscher-Arbeitskreis dazu holte, vertieften wir die Spurensuche acht Monate lang in einer kooperativen Arbeitsteilung.
Ich selbst baute die Spurensuche im Dialog mit den Angehörigen weiter aus zu „Geschichten“, denen ich zwingend eine chronologische und topographische Struktur gab. Sie wuchsen im Dialog mit den Beteiligten jeweils bis zu einer Endfassung, die auch von ihnen selbst korrigiert und freigegeben wurde – oft sogar illustriert mit Fotos aus den Familienalben. Währenddessen hatte Dietmar Schulze die Aufgabe, Material zu den Krankentransporten und ggf. Personalakten der EWZ oder gar Krankenakten zu diesen Geschichten in Archiv-Beständen zu suchen. Dazu reiste er u.a. ins Bundesarchiv Berlin sowie auch zu polnischen Archiven. Dort konnte er tatsächlich Bestände von Krankenakten der bessarabiendeutschen Umsiedler auffinden und auswerten. Aus einem Archiv in der Ukraine konnte er zudem Kopien der Unterlagen schicken lassen, die 1940 nicht nach Deutschland mitgingen. Es waren Listen von sog. „Krüppeln“ und „Blöden“, die aus den einzelnen bessarabiendeutschen Ortschaften im Vorfeld an die Umsiedlungskommission gemeldet wurden. Aus diesen Recherchen entstand am Ende eine umfangreiche Personen-Datenbank.

9 von Maria Fiebrandt.

*Wegen des Gesamtumfangs dieser Dokumentation konnten einige bildhafte Darstellungen, auf diesen Seiten, nicht angezeigt werden.* ***Lesen Sie weiter auf Seite 14***

*„Forschen und Gedenken“ von Susanne Schlechter*
***Fortsetzung von Seite 6***

Im Laufe der Bearbeitungszeit verfeinerte sich auch meine topographische Methode. Die graphische Arbeit mit Landkarten gedieh zu einem effektiven Instrument bei der Spurensuche. Das Auffinden von Orten, auch die Übersetzung von damals deutschen Ortsnamen in ihre aktuelle Bezeichnung im heutigen östlichen Europa – und umgekehrt – war nicht immer einfach und eindeutig. Die Mühe mit den Topographien dient daneben letztlich auch dem Ziel der Vermittlung und dem Verstehen der komplexen Vorgänge für spätere Leser. Zunächst wurde eigens eine umfassende Kartengrundlage konstruiert, die die komplexe Szenerie der Vorgänge darstellte: Dazu gehörte Bessarabien, die Umsiedlungsrouten von 1940, die Zonen mit den Umsiedlungslagern 1940-43 sowie die Ansiedlungsgebiete bis 1945, incl. des Altreichs für die nicht angesiedelten sog. „A-Fälle“. Gewählt habe ich dafür als Grundlage willkürlich eine Grenzsituation von 1942. Auf diesem Untergrund wurde es möglich, beliebige Ausschnitte wie mit einer Lupe herauszuholen und ggf. zu vergrößern, z.B. um die Schauplätze einer Geschichte zu verorten und Beziehungen zu erkennen.
Aus der Zusammenführung mehrerer solcher Einzelkarten ließen sich wiederum topographische Überblicks-Szenarien rekonstruieren und abbilden.

Im Laufe der Zeit konnten auch Erkenntnisse aus den parallel laufenden Archivrecherchen eingezeichnet werden. „Karte 3 zu Kap. D“ zeigt so z.B. Stationen und „Wege der Heimpfleglinge aus Bessarabien in den Warthegau 1940“ (hier auf dem unfertigen Stand von 2008 im 3. Projektmodul). Eine namentliche Patientenaufnahmeliste der Gnesener Anstalt besagte, dass am 21.10.1940 in der Anstalt Tiegenhof 62 Pfleglinge aus Bessarabien aufgenommen wurden. Zwei weitere Transporte mit Pfleglingen aus dem Alexanderasyl und Heim Elim aus Sarata kamen im Oktober 1940 in der Anstalt Warta an.
Eine weitere aufschlussreiche Topographie erschloss sich erst nach Einblick in die Krankenakten. Teilweise konnte Dietmar Schulze auch Akten der gemeldeten Personen aus den Geschichten einsehen und ihr weiteres Schicksal verfolgen. Von Interesse waren darin z.B. Gewichtsnotizen, notierte Sterbe-Umstände, Korrespondenzen mit der Familie, Meldebögen der „T4“, Vermerke über Weiterverlegungen in andere Anstalten.
Die Kommentare des Historikers wurden einzelnen Geschichten als Anhang beigegeben und auch den beteiligten Familien bekannt gemacht. So konnten wir fast 70 Jahre nach der Umsiedlung noch manches Familienschicksal aufklären. Einzelne unserer Hinweisgeber, die so erstmals einen exakten Todesort erfuhren, reisten inzwischen nach Polen, um auf einem Anstaltsfriedhof ein persönliches Denkmal zu setzen, Fotos zu machen oder z.B. einen Baum an dem Platz zu pflanzen oder etwas Erde von dort mitzunehmen.
Es gab auch verstörende Ergebnisse. In einem Fall war eine psychisch kranke Mutter seit dem Krankentransport von 1940 in der Familie für tot gehalten worden, indessen ihre Akte besagte, dass sie noch bis zur Evakuierung 1945 in einer Anstalt überlebt hatte, als sich ihre Spuren verloren.
Am Ende dieses Moduls stand ein differenziertes Ergebnis.
Die Bessarabiendeutschen Pfleglinge wurden nach der Umsiedlung offensichtlich ebenso in die Mechanismen die Krankenmord „Aktion T4“ einbezogen wie derzeit die reichsdeutschen Patienten, auch wenn sie durch die separaten Krankentransporte das Einbürgerungsverfahren noch nicht durchlaufen hatten.
Nur Dank der Zeitabläufe der Umsiedlung wurden die Bessarabiendeutschen Pfleglinge nicht mehr Opfer der Gasmorde in den umgebauten Duschen spezieller T4-“Heil- und Pflegeanstalten“. Die Akteneinsichten von Dietmar Schulze zeigten diese zeitlichen Zusammenhänge auf: Am 25.7.1941 wurden mehrere Hundert Patienten aus den Anstalten Warta und Tiegenhof in Richtung Wes-

ten in die T4-Zwischenanstalt Uchtspringe verlegt; darunter befanden sich u.a. auch Pfleglinge des Alexanderasyls und anderer Heime aus Bessarabien. Von Uchtspringe aus wären sie nach weiteren Selektionen direkt in die nahegelegene Gasmordanstalt Bernburg (T4-Kennzeichen: „Be“) transportiert worden. Dazu kam es jedoch nicht mehr, weil schon kurz darauf, im August 1941, die zentral gesteuerte heimliche „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ reichsweit gestoppt wurde. In der Bevölkerung hatte sich Verdacht und öffentlicher Protest geregt.

Nur dieser zufällige, zeitliche Umstand hatte u.a. auch die Heimpfleglinge aus Bessarabien vor der Vergasung bewahrt. Allerdings wurde das Morden von arbeitsunfähigen Patienten in den Heil- und Pflegeanstalten bis 1945 mit anderen Methoden weiterbetrieben, mit Spritzen oder durch Verhungern, wie es später in den Nachkriegsprozessen belegt wurde.

Aus den Krankenakten konnte Dietmar die weiteren Verlegungswege rekonstruieren. Von der Anstalt Uchtspringe aus gelangten bessarabiendeutsche Pfleglinge z.B. 1944 nach Pfafferode in Sachsen oder wieder Richtung Osten in die berüchtigte Anstalt Meseritz-Obrawalde.

Zur nötigen Differenzierung der Ergebnisse gehört auch die Erkenntnis, dass einige bessarabiendeutsche Behinderte den Krieg in den Anstalten überlebten. 1950 wurden verbliebene deutsche Patienten über eine Repatriierungsaktion von Polen aus in die Anstalt Wittstock an der Dosse in Ostdeutschland überführt. Allerdings hatten diese Überlebenden inzwischen wohl den Kontakt zu ihren Familien verloren, möglicherweise ist dies den Angehörigen gar nicht bekannt.

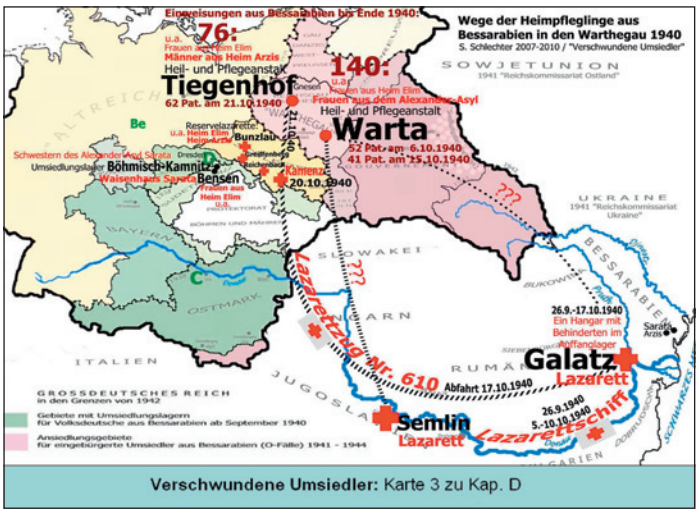
Vielleicht wird nun verständlich, warum es für uns problematisch ist, für die geplante Gedenktafel eine namentliche „Opferliste“ zu erstellen. Das Schicksal der einzelnen Heiminsassen lässt sich nicht pauschal formulieren. Ein Gedenkspruch muss entsprechend genau und richtig formuliert werden, um der Wahrheit und unseren wissenschaftlichen Ergebnissen gerecht zu werden.

2014 hat inzwischen Maria Fiebrandt, die 2008 gemeinsam mit Dietmar Schulze in den polnischen Archiven unterwegs war, ihr empfehlenswertes Buch „Auslese für die Siedlergesellschaft, die Einbeziehung Volksdeutscher in die NS-Erbgesundheitspolitik im Kontext der Umsiedlungen 1939-1945“ veröffentlicht. Fiebrandts Untersuchung beschränkt sich nicht nur auf die Bessarabiendeutschen, sondern umfassender auch auf Umsiedler der anderen „Heim-ins-Reich“-Aktionen. Sie fand dazu in Archiven aufschlussreiche Dokumente und beschreibt auch ausführlich die oben erwähnten Verlegungen aus den Anstalten Tiegenhof und Warta. Unser paralleles BKM-Forschungsprojekt erwähnt Frau Fiebrandt leider nur auf dem Stand von 2008. Ihre 2014 veröffentlichten Fehleinschätzung, dass meiner „erinnerungsgeschichtlichen Zusammenstellung“ von Einzelfällen die Einbettung in den historischen Kontext der Umsiedlung fehle[10], beruht wohl darauf, dass ihr die ersten drei BKM-Module durch meine Zusendungen noch bekannt waren, jedoch bedauerlicherweise wohl nicht mehr das nun folgende, vierte Forschungs-Modul, das Gesamtwerk „Verschwundene Umsiedler“.

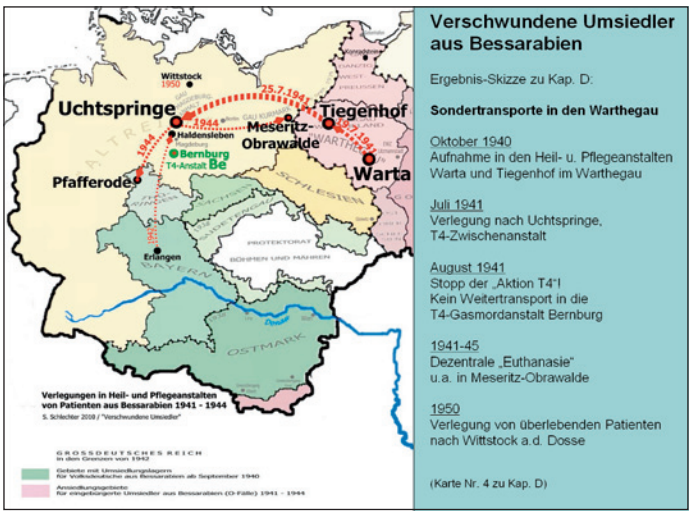
Nach einer Pause der Unsicherheit von sechs Monaten konnte noch das letzte und längste Modul realisiert werden. Von Mai 2009 bis Oktober 2010 förderte der BKM, wieder in Trägerschaft und mit einem Zuschuss des Bessarabiendeutschen Vereins, noch einmal insgesamt 18 Monate für die Auswertung und Präsentation der Ergebnisse aus allen drei vorangegangenen Modulen seit 2007.

Diese umfassende Ausarbeitung zu einem Gesamtwerk stand unter dem Titel „Verschwundene Umsiedler“. Darin behandelt das Schicksal der ursprünglich gesuchten Haupt-Opfergruppe der T4 nur Kap.D. unter dem Titel: „Sondertransporte in den Warthegau“. Daneben untersuchen fünf weitere Kapitel gleichermaßen intensiv andere Kategorien von „Verschwundenen Umsiedlern“, die sich aus den Meldungen der Hinweisgeber ergeben hatten. Jedem der sechs ausführlich ausgearbeiteten und mit historischen Kontexten verknüpften Kapitel ist ein eigener Anhang mit ca. 10 zugehörigen „Geschichten“ beigegeben, von denen einige mit den Kommentaren des Historikers aus den Archivrecherchen ergänzt wurden. Zu jeder Geschichte zeigt eine eigene Topographie die darin vorkommenden Schauplätze und verortet sie damit graphisch in weitere Zusammenhänge. Außerdem veranschaulicht mindestens eine topographische Gesamtdarstellung zu jedem Kapitel die darin erarbeiteten Inhalte.

10 Laut Maria Fiebrandt habe Ute Schmidt in ihrer Monographie über Bessarabien als erste auf „Fälle von Euthanasie“ hingewiesen: „Diesen und weiteren Fällen gingen Susanne Schlechter und Dietmar Schulze ab 2008 in einem vom Bessarabiendeutschen Verein finanzierten Projekt nach.“ (Einleitung, S. 28). Jedoch mit Einschränkung: „Eine Einbettung in den Kontext der Umsiedlung im Sinne einer allgemeinen und über die Einzelfälle hinausgehenden Darstellung der Krankentransporte aus Bessarabien, der Unterbringung in den Anstalten des Warthegaus, der Situation in den aufnehmenden Anstalten und der Sterblichkeit unter den Bessarabiendeutschen erfolgt nicht.“ (Einleitung, S. 29). Bedauerlicherweise ist diese von Maria Fiebrandt noch 2014 so veröffentlichte reduktive Einschätzung des BKM-geförderten Projekts gleich in mehrern Aspekten unrichtig dargestellt. – Ute Schmidt und ich hatten bereits 2002 einen telefonischen Gedankenaustausch. Unseren Kontakt verdankten wir der Literaturwissenschaftlerin Heike Müns im BKGE, die die derzeit noch unveröffentlichte Arbeit von Ute Schmidt lektorierte und seit 2000 auch meine Spurensuche-Manuskripte las und sie mit mir im BKGE besprach. Ich vermute, dass die kurze Erwähnung von „Euthanasie“ bei Ute Schmidt auf Heike Müns und auf unser damaliges Telefonat zurückzuführen ist. Nach meinen eigenen, ausführlichen Recherchen seit 2000 war der erste, der die Euthanasieforschung mit den Umsiedlungen (im Baltikum) verknüpft hat, der Historiker Dietmar Schulze.



Verschwundene Umsiedler: Karte 3 zu Kap. D



Die „Geschichte“ meines Großvaters, mit dem im Jahr 2000 alles als private Spurensuche anfing, findet sich übrigens erst im Geschichten-Anhang zum letzten Kapitel F wieder, unter der Kategorie: „Einweisungen nach der Ansiedlung“. Die eingebürgerten Umsiedler, die die Prozedur der heimlichen Musterungen durch die EWZ (Einwandererzentralstelle) erfolgreich durchlaufen hatten und nun für den „Ost-Ansatz“ vorgesehen waren, standen nach ihrer Ansiedlung in den besetzten polnischen Gebieten unter einem besonderen Bewährungszwang als neue Reichsbürger. Ansiedler, die sich politisch oder „psychisch“ nicht den Erwartungen gemäß dieser zugewiesenen Rolle bewährten, drohte u.a. die Einweisung in eine Anstalt wie die „Gau-Heil- und Pflegeanstalt Konradstein“.
Ein anderes Kapitel befasst sich mit der vergessenen Opfergruppe der Kinder, die offenbar manchmal in Quarantänestationen noch vor den Einbürgerungsverfahren einer Art Darwin´schen Probe ausgesetzt wurden. Oder mit den Nichtangesiedelten, die als A-Fälle bis 1945 genaugenommen Zwangsarbeit in Fabriken leisteten und in Gemeinschaftssälen in Stockbetten schliefen, ohne jemals Ersatz für ihren in Bessarabien zurückgelassenen Besitz erhalten zu haben. Ich sprach mit einem Zeitzeugen aus dem KZ Flossenbürg, der dort mit anderen Männern seines Heimatortes wegen Verweigerung der Ansiedlung gelandet war. Ein weiteres Kapitel beleuchtet die Lazaretttransporte nach Schlesien, die Kranke und Alte, sogar Säuglinge, fern ihrer Familien, in sehr provisorische „Reservelazarette“ brachten, die nicht Ärzte, sondern Uniformierte leiteten, wie es das Tagebuch eines kranken Umsiedlers berichtet.

Alle diese Themen sind ausschließlich durch die persönlichen Erfahrungen von Zeitzeugen hervorgeholt worden, wurden bisher jedoch öffentlich nicht so ernst genommen, dass für sie unser historisches Denkraster verändert oder hinterfragt worden wäre. Umgekehrt fanden sie selbst mit ihren Schicksalen in dem immer wieder nur reproduzierten Raster keinen Platz.

Am Ende meiner Untersuchung stand im Oktober 2010 ein Gesamtpaket von sechs verschiedenen Kategorien von „Verschwundenen Umsiedlern“, die insgesamt – aber auch jeweils als Kapitel für sich allein stehend – die damalige Umsiedlungsaktion aus anderen Blickwinkeln heraus untersucht und so ihr Gesamtbild erweitert. Daher wurde das Projekt im Endgutachten des BKM als „vorbildlich“ gewertet. Trotzdem war dies das vorläufige Ende.

**Phase V: Konsolidierung? (2011–2016)**
Vielleicht ist nach einer solch intensiven Lebensphase, in der man von Projekt zu Projekt kaum zum Luftholen kommt, zudem ebenso von Projektantrag zu Projektantrag von Existenzsorgen verfolgt wird, mal eine Verschnaufpause nötig. Die mittlerweile sechs Jahre, die seit Abgabe der Ausarbeitung Ende 2010 bis heute vergingen, möchte ich als „Phase der Konsolidierung“ sehen. In diesen Jahren vollzog sich eine Neuaufstellung und Neuorientierung, sowohl im Bessarabiendeutschen Verein, als auch bei mir selbst.

Nach dem Ende des BKM-Projekts bildete sich im Verein eine Historische Kommission unter Leitung von Pastor Arnulf Baumann, die sich insbesondere mit der NS-Vergangenheit der Bessarabiendeutschen auseinandersetzte. Mehrere Forschungsprojekte und Veröffentlichungen dazu wurden auf den Weg gebracht.

Für mich persönlich bedeutete das Projektende, die Uhr wieder auf Null zurückstellen zu müssen. Bei meiner vergeblichen bundesweiten Stellensuche 2011 tröstete mich der Segen des 100-jährigen, blinden Bessarabiendeutschen aus Kurudschika, der mir bei unserer Begegnung in Verden einmal prophezeit hatte: „Ihnen wird Gutes widerfahren!“ Nach neun Monaten wurde ich tatsächlich glückliche Museumsleiterin, hier in meiner Region.

Auch ohne Veröffentlichung der Arbeit über die „Verschwundenen Umsiedler“ erfuhren im Laufe der Zeit ForscherkollegInnen verschiedener Fachrichtungen, zumeist aus der Medizingeschichte, irgendwie von meinen Projekten und suchten den persönlichen Austausch. Die englische Professorin Dr. Elizabeth Harvey[11] aus Nottingham besuchte mich 2012 in Oldenburg. Ein weiterer Höhepunkt war Ende 2011 die Einladung zu einer internationalen Konferenz nach Oxford. Auch Maria Fiebrandt war dabei. Dort konnten wir mit anderen ForscherInnen aus verschiedenen Ländern, u.a. aus Südosteuropa, unsere zumeist noch unveröffentlichten Arbeiten untereinander zur Diskussion stellen, und zwar in den wunderbaren Räumen des alten ehrwürdigen Balliol College.

Erst vor einem Monat, am 24. Juni 2016, überstand ich die mündliche Prüfung für meine Promotion mit dem Thema des ersten Forschungsmoduls von 2007, das ich 2009 in der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Oldenburger Uni eingereicht hatte. Auch dieses lange Gutachterverfahren brauchte offenbar seine eigene Zeit. Da ich nie Geschichte studiert hatte, bewegte ich mich mit meinem Thema „extern“ und zwischen den akademischen Disziplinen. Inzwischen ist mir klar, dass dies kein Zufall ist. Der Kunst und den Kulturwissenschaften verdanke ich eine langjährige Ausbildung. So kann der Boden meiner Arbeit und meiner Konzepte auch nur hier zu suchen sein.

11 Elizabeth Harvey: „Documenting displacement: public and private images of resettlement“, Vortrag auf der Conference of the German History Society, Sept. 2012 in Edinburgh. In einer früheren Arbeit hatte sie sich mit den deutschen Ansiedlungsbetreuerinnen befasst, in: „Der Osten braucht Dich. Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik“, Hamburg 2010.

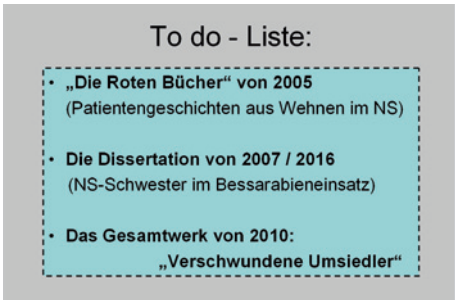
**Phase VI: Denkmale (2015/16)**
Es ist interessant, dass der Bessarabiendeutsche Verein und mein persönlicher beruflicher Weg sich ab 2011 zunächst divergierend verselbständigen mussten, bevor wir fünf Jahre später -beinah gleichzeitig – jeweils eigene symbolische Akte realisierten.

Ohne mein Zutun – worauf ich stolz bin – bildete sich innerhalb des Vorstands die Idee und Initiative für Gedenktafeln im Heimathaus zur Erinnerung an die Verschwundenen Umsiedler. Ich weiß noch nicht einmal genau, wer dafür die treibende Kraft war. Ich erinnere mich daran, dass ich vor einigen Jahren aus dem Mitteilungsblatt schon von einem angesetzten Termin für eine Gedenktafeleinweihung erfuhr, die aber dann doch nicht stattfand. Die Frage der Gestaltung, der Formulierung des Gedenktextes, auch die kontroverse Frage der namentlichen Nennung der Opfer – all dies wurde zum Glück doch nicht eilig übers Knie gebrochen, sondern brauchte Diskussion und Reifezeit bis zu der heutigen, gelungenen und feierlichen Realisierung. Damit ist nun ein wichtiger Abschnitt wirklich gut bewältigt worden.

Annähernd zeitlich parallel, habe auch ich selbst eine symbolische Handlung des Gedenkens realisiert, indem ich im September 2015 ein Holzkreuz für meinen Großvater Christian Schlechter auf dem Anstaltsfriedhof von Kocborowo in den Waldboden steckte. Diese symbolische Aktion war ein Ergebnis meiner Familienforschung, der ich über ein Jahrzehnt meines Lebens gewidmet hatte. Offensichtlich braucht Gedächtnis nicht nur Kommunikation, sondern auch Orte und Zeichen – zumal, wenn Inhalte in das kulturelle Gedächtnis der folgenden Generation wandern sollen. Zu Allerheiligen im November 2015 reiste meine nicht-katholische Tochter, die bisher nicht allzuviel Interesse an meiner langjährigen Familienforschung zeigte, überraschenderweise auch nach Kocborowo, wo sie das Kreuz ihres Urgroßvaters suchte und fand – und auch noch eine Kerze dazu stellte, auch wenn ihr Wissen dazu noch begrenzt ist.

**Phase VII: Veröffentlichung (2017...?)**
Künftig wird durch den gewählten Ort der Gedenktafeln im Eingangsbereich das Thema „Euthanasie“ gleich beim Betreten des Heimathauses der Bessarabiendeutschen jedem Gast präsent sein. Selbst bei verschlossener Tür sind die Tafeln durch die Fensterscheiben, z.B. von Passanten, zu betrachten. Wir sollten uns dabei die Frage stellen, ob diese historischen Zusammenhänge eigentlich schon verstanden werden können. Solange das Wissen zu diesem Komplex noch gar nicht in der Gesellschaft kommuniziert ist, gibt es auch die Gefahr der Mythenbildung, z.B durch eine unreflektierte Opferrolle oder unrichtige Pauschalisierungen.

Zur Vermittlung des komplexen Sachverhalts sollte die Veröffentlichung eigentlich nicht mehr länger auf sich warten lassen.




Doch es lässt sich immer nur ein Schritt nach dem anderen vollziehen. Die Last der vielen gleichzeitigen Aufgaben, die ich die letzten fünf Jahre als ungeduldiges Gepäck mit mir herumtrug – vielleicht hatte es sich durch die konzentrierte Geschwindigkeit der Projekte so hoch aufgestapel? – hat letztlich die Realisierung insgesamt blockiert. Inzwischen versuche ich, gelassener mit der Zeit und meinen Möglichkeiten umzugehen.
Konkrete Etappenziele sind für mich aktuell, neben meinem Beruf, zunächst einmal die von der Prüfungskommission geforderten Nachbearbeitungen meiner Dissertation umzusetzen, anschließend zunächst deren Veröffentlichung, damit der Doktortitel auch getragen werden darf. Ein regionaler Verlag möchte die „Roten Bücher“ von 2005/06 drucken, was nach 10 Jahren auch einige redaktionelle Arbeiten mit sich bringen wird.
Die Veröffentlichung des Gesamtwerks von 2010 steht somit leider erst an dritter Stelle des Machbaren. Ich bitte dafür vor allem die beteiligten HinweisgeberInnen um Entschuldigung und weiterhin um Geduld. Wer vorab einen Blick in die Arbeit werfen möchte, findet sie im Archiv des Heimathauses in Stuttgart als internes Präsenzexemplar und kann sie vor Ort nach Absprache einsehen.

**Phase VIII: Ausblick**
Mein Wunsch ist, die Herausgabe des Gesamtwerkes, wenn es eines Tages einmal soweit ist, gemeinsam mit den Hinweisgebern zu feiern. Ich stelle mir einen mehrtägigen Urlaub am „grauen Meer“ vor, eine Art Zeitreise zu der kargen Steppenlandschaft der Nordseeinsel Spiekeroog, wo statt Autos noch immer Pferdekutschen fahren – zum gegenseitigen Kennenlernen beim Vorlesen der einzelnen Geschichten. Durch die persönlichen Familien-Spurensuchen habe ich in den Jahren 2008-10 zu vielen Hinweisgebern einen nahen Kontakt. Da wir uns damals über Emails, Briefe oder Telefone austauschten, bin ich neugierig auf Gesichter.
So hätte ich mich sehr gefreut, heute bei der Einweihung der Gedenktafeln die Gesichter zu den vertrauten Namen und Geschichten zu sehen. Für die Einladungsliste zur heutigen Feier gab ich die fast 100 Adressen von Hinweisgebern ab. Leider scheinen aber die persönlichen Einladungen doch nicht mehr verschickt worden zu sein. Das tut mir sehr leid. Vielleicht wurde hier etwas ganz Wesentliches noch nicht verstanden oder versehentlich nicht beachtet. Volkhard Knigge, der Leiter der Gedenkstätte des KZ Buchenwald, hat es vor einigen Jahren bei seiner Preisverleihung in Oldenburg sehr schön ausgedrückt:
„Gedenkstätten sind nicht Orte, an denen man sich unablässig Asche auf´s Haupt streut. Sondern hier findet Freundschaft statt. Die Menschen bringen ihre Herzen mit“.
Ich durfte mich heute über eine ganz besonders herzliche Begegnung mit Frau Hedwig Turi freuen, die ohne Einladung von der Feier erfuhr und die für mich heute mit ihrer Umarmung quasi symbolisch meine gesamte Hinweisgeberschaft vertrat.

**Danke**
Im Rückblick möchte ich mich in aller Herzlichkeit an allererster Stelle noch einmal bei den vielen Hinweisgebern bedanken: Ihre vielen persönlichen Puzzle-Teile waren nötig, um das Gesamtbild zusammenzusetzen. Danke für das Vertrauen, auch für so viel vertraulichen Gedankenaustausch.
Einen sehr ernsthaften Dank möchte ich dem Bessarabiendeutschen Verein und seinem Vorstand sagen, der meine BKM-Projekte ab 2008 so offen und hochinteressiert unterstützte und zudem auch noch sehr sehr großzügig finanziell ausstattete. Auf diesem Boden konnte es gut gedeihen. Insbesondere möchte ich mich bei dem damaligen Bundesvorsitzenden Ingo Isert bedanken: Wir waren ein gutes Team, insbesondere auch bei all den bürokratischen Abwicklungen, die solche Projekte unsichtbar im Hintergrund erfordern. Ebenso beim jetzigen Bundesvorsitzenden Günter Vossler, der mich zur heutigen Feier einlud und mich vor einigen Jahren auch schon bei der schwierigen Frage der Namensnennung der Opfer einbezog und nach Stuttgart einlud. Ich glaube, dass auch wir ein gutes Team sind.

Ein persönliches Dankeschön möchte ich an David Aippersbach aussprechen, der damals mein seltsames Thema mit ganz persönlichem Engagement in den Verein hineinbrachte. Schon 2006 hatte er mich in der Gedenkstätte Wehnen überraschend besucht. Als damaliger Schriftleiter veröffentlichte er dann 2007 bereitwillig die ersten Aufrufe im Mitteilungsblatt. Schließlich war David 2008 auch zu der Enthüllung meines Gedenk-Kopfkissens nach Ofen gereist und hatte dort an der Feier unseres Gedenkkreises teilgenommen.

Zu guter Letzt geht ein persönlicher Dank auch hoch in den Norden, nach Bremerhaven an Elvire Bisle-Fandrich. Sie hat in ihren zahlreichen Zeitzeugengesprächen nicht nur die schönen Erinnerungen, die„Sonnrosen“ Bessarabiens, bei älteren Zeitzeugen erfragt und aufgeschrieben, sondern hatte schon lange vor mir ein offenes Ohr für die schmerzenden, unguten Erinnerungen, die „Piker“ der alten Heimat. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass sie es war, die mir gleich mehrere wichtige Kontakte vermitteln konnte. Ich verdanke Elvire den Kontakt zu dem Arzt des Umsiedlungskommandos, den ich in hohem Alter als (wie er selbst meinte: dem „letzten noch lebenden Mitglied des Umsiedlungskommandos“) noch interviewen konnte. Selbstverständlich kannte Elvire auch längst die Tochter der Generaloberin persönlich. Auch wusste sie, wo das Tagebuch eines kranken Umsiedlers zu finden war. – Rein zufällig war Elvire 1975, als ich noch unwissend vor unserem Familiengrab stand (s.o.), übrigens meine Deutschlehrerin in Bremerhaven gewesen. Aber damals wusste ich nicht, dass sie aus Bessarabien stammte, dort sogar genau am selben Tag im Jahr 1936 wie mein Vater geboren wurde – und dass wir uns – vier Jahrzehnte später! – einmal über solche Fragen austauschen würden.
Ich danke ihr für den freundlichen Nachruf an meinen verstorbenen Vater Egon Schlechter. Auf den Bessaraber-Treffen, die Elvire viele Jahre im benachbarten Bokel durchführte, hatte mein Vater an die Teilnehmer Pflanzen verschenkt, aus Samen gezogen, die er von seiner Bessarabienreise mitgebracht hatte. Ich hoffe, dass diese Blumen irgendwo noch wachsen und gedeihen.
Ein unfassbares Netz. Geschichte ist faszinierenderweise, wie Harald Welzer als Sozialwissenschaftler[12] schwärmt, viel viel mehr als wir es überhaupt allein und einzeln erfassen könnten. Unsere sinnliche Wahrnehmung ist ja grundsätzlich lückenhaft angelegt, also müssen wir immer wieder neu Wissenslücken füllen und dabei das Gedächtnis irgendwie passgenau machen. Dafür konstruieren, rekonstruieren, dekonstruieren wir unsere Bilder der Vergangenheit als einen immer mitlaufenden „Schatten“ der Gegenwart. Auch wenn symbolische Handlungen, Riten, Denkmäler für uns wichtige Schritte und Zeichen sind, lebendig bleibt die Erinnerung an die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen im kulturellen Gedächtnis nicht unbedingt, indem sie in Stein gemeißelt verewigt wird – sondern solange sie auch sozial kommuniziert und produktiv neu verhandelt wird. Erinnerung muss immer wieder neu passgenau gemacht werden.
Das Ende einer Zeitzeugengeneration sei eine Schwelle, bei der solches geschieht. Denn für die nächste – schon meine – Generation stellt sich nach dem Holocaust tatsächlich keine Gewissensfrage mehr, sondern eine Gedächtnisfrage. Passt die Lücke im Familiengedächtnis überhaupt in das kulturelle Gedächtnis meiner Gesellschaft? Nach Aleida Assmanns[13] Vorstellung als Kulturwisssenschaftlerin muss das kulturelle Gedächtnis immer wieder aktiv umstrukturiert und neu überschrieben werden, um im nächsten Generationgedächtnis lebendig zu bleiben und mittransportiert zu werden. Forschung müsse deshalb immer wieder Muster aufbrechen.
Vielleicht habe ich das in alter Gewohnheit getan. Die Fachdisziplin, in der man Sehen lernt, in der Muster aufgebrochen und immer wieder kreativ neue geformt werden, ist möglicherweise gar nicht die Geschichte, sondern die Kunst.

12 Absatz frei nach Harald Welzer, a.a.O.
13 Absatz frei nach Aleida Assmann, a.a.O.